

# Wenn die grossen Fische . . .

Von Lisa Hörler      St.Galler Tagblatt      23.09.2006  
(dieser Artikel erschien auch in: Aargauer Zeitung und Der Bund)

**Rund 27 000 afrikanische Flüchtlinge sind seit Anfang Jahr auf den Kanarischen Inseln gestrandet. Unter ihnen sind auch Fischer aus Senegal. Ohne ihre Boote wären die riskanten Fahrten nicht möglich. Sie suchen ihr Glück in der Fremde auch deshalb, weil ihre Fischgründe geplündert werden.**

Ousmane Faye ist einer von ihnen – ein Fischer und Bootsbesitzer aus dem südlichen Senegal. Und ein Flucht-Kandidat. Soeben ist er vom Atlantik zurückgekehrt, zusammen mit sieben andern Fischern, auf seinem grossen Holzmotorboot. Ornamente und Sternchen in Grün, Gelb, Blau und Magentarot zieren seine Piroge. Zehn Tage lang waren sie auf dem Meer. Doch die Fisch-Container auf dem Fischerboot sind beinahe leer: 100, höchstens 120 Kilo Fisch haben sie nach zehn Tagen Arbeit mit Ousmanes grossem Netz an Bord gezogen.

Die Frauen der Fischer, dazu ein Dutzend Marktfrauen und eine Hand voll Fischhändler, umkreisen mit Metalleimern und Plastikcontainern das Boot am Strand des Fischerdorfes Kafountine in der südlichsten senegalesischen Provinz Casamance. Sie können aber heute nur knapp ein paar Eimer und zwei kleine Kisten abfüllen.

## **Leer gefischt**

Ousmane sagt: «Noch vor rund zehn Jahren brachte ich mit meinem Boot fast jedes Mal bis zu vier Tonnen Fisch nach Hause. Heute kommt es vor, dass wir nur 50 oder 100 Kilo heimbringen. Die Kosten für das Boot, fürs Benzin, für das riesige Netz und für die sieben angestellten Fischer an Bord sind höher als die Einkünfte.» Dies ist das Lied, das Senegals Fischer seit Jahren einmütig singen: «Das Meer ist von den internationalen Fischtrawlern ausgeplündert worden, und wir Fischer bezahlen die Rechnung.»

Es seien Hunderte von europäischen und asiatischen Fisch-Tankern, die in senegalesischen Gewässern verkehren, sagt ein anderer Fischer namens Moussa. Und sie hätten ihre Fischgründe leer gefischt. Sein Cousin sei vor mehreren Monaten auf einem Fischerboot nach Norden gefahren. «Ich habe keine Ahnung, ob er in Europa gelandet ist oder nicht.» Kein Wunder, murmelt

Ousmane, dass schon mehrere seiner Kollegen abgehauen seien – schliesslich liege das eigene Boot brach: ab zu den Kanarischen Inseln.

Auf diesen Migranten-Booten hat es auch viele andere «Boat People». Aber die wichtigste Voraussetzung für eine Flucht über den Meerweg sind wetterfeste Fischerboote und handfeste Kenntnisse des Meers. «Viele Fischerboot-Besitzer denken daran, ihre Pirogen zu verkaufen. Oder mitzugehen und ihre eigene Piroge zu steuern», sagt Ousmane. Und er? «Es ist tatsächlich mal einer aus dem Norden gekommen und wollte mir mein Boot abkaufen.» Ein Schlepper? Ousmane vermutet es. Er wolle seine Piroge aber noch nicht verkaufen. Denn er habe die Hoffnung auf bessere Zeiten nicht aufgegeben.

### **Geschäft mit den Fischrechten**

Entwicklungsländer verkaufen ihre Fischrechte an die reichen Industrieländer. Deshalb können heute Hunderte von riesigen Fangschiffen der EU ganz legal in den Gewässern der südlichen Kontinente fischen. Die Fisch-Lizenzen bringen zwar Geld in die leeren Kassen der Entwicklungsländer. Aber ein einziges Fangschiff kann in einer Nacht wesentlich mehr Fisch fangen als ein Kleinfischer in einem Jahr. Dies führt zur Überfischung der Ozeane und macht die Kleinfischer in den südlichen Kontinenten arbeitslos.

Die Europäische Union verhandelt jeweils auf einem eigentlichen Fisch-Basar die Fanglizenzen für die nächsten vier Jahre mit der senegalesischen Regierung – und mit anderen afrikanischen Staaten. Im Jahre 2002 bezahlte die EU 16 Millionen Euro Kompensationszahlungen an Senegal. Davon wurden sogar vier Millionen aus den Mitteln der europäischen Entwicklungszusammenarbeit bezahlt.

Die Organisation «Germanwatch» ist empört: «Entwicklungsgelder werden dazu benutzt, um europäischen Trawlern den Zugang zu den Beständen der senegalesischen Kleinfischer zu ermöglichen.» Für viele unverständlich ist auch, dass westliche Industrieländer, vor allem auch die EU, ihre Fangflotten massiv subventionieren.

Delegationen von Fischer-Organisationen kommen regelmässig in die Hauptstadt Dakar und fordern die Regierung auf, keine oder weniger Lizenzen an EU-Trawler zu vergeben. «Diese Lizenz-Gelder fliessen in irgendwelche Taschen. Sie kommen aber nie uns zugute, den einheimischen Fischern», schimpft Ousmane.

## **Die grossen Schiffe**

Der Umwelt-Journalist Abdoulaye Diawara wohnt in der Hauptstadt der Provinz Casamance, in Ziguinchor. «Fische haben für unser Land denselben Stellenwert wie Gold, Öl oder Diamanten für andere Länder», sagt er. «Der Fisch war unser Rohstoff, unser Reichtum, von dem Millionen von Senegalesen lebten. Nun werden die Fänge wegen der Aktivitäten der internationalen Fischtrawler immer unbedeutender.»

Das Leben über Wasser sei genau gleich wie das Leben unter Wasser: Die grossen Fische würden die Kleinen fressen. Oder konkreter formuliert: Die grossen Schiffe fressen die Kleinen? Es wundere ihn nicht, dass viele Fischer jetzt ihre Boote verkaufen würden – an wen auch immer. Dabei hält Abdoulaye Diawara die Emigration nach Europa für problematisch. Dies umso mehr, als Schlepper damit ihr Geld machen. Aber umgekehrt findet er den Preis von 16 Millionen Euro für die EU-Lizenzen «dérisoire», lächerlich.

## **Weltweite Ausbeutung**

Die Ausbeutung der Meere ist eine weltweite Erscheinung. Küstenländer verkaufen ihre Fischrechte an internationale Fangschiffe aus Japan, Südkorea oder China. Und die EU mischt und fischt ebenfalls tüchtig mit: Entwicklungsländer (nicht nur aus Afrika) erhalten rund 100 Millionen Euro pro Jahr, um rund 1300 europäischen Schiffen den Fischfang in ihren Hoheitsgewässern zu erlauben. Die Vereinten Nationen verlangen eine Reduktion der Fischereiflotten um mindestens einen Drittel. Laut WWF sind 75 Prozent der wichtigsten Fischbestände überfischt. Die Welternährungsorganisation FAO zählt auf der ganzen Welt rund 35 Millionen Fischer. In Senegal sind es Hunderttausende, Tendenz abnehmend.

Einer von ihnen ist Bernard M'Diògoye. Er war früher Fischer und ist heute Fischhändler in Ziguinchor. Bernard ist Besitzer von mehreren grossen Motorkanus. Der malerische Pirogen-Hafen von Ziguinchor liegt am breiten Fluss Casamance. Von diesem Hafen aus fahren die Motorbarken zur nahen Atlantikküste. Momentan dümpeln hier rund 100 grosse Holzkanus, darunter auch zwei Pirogen von Bernard. Und der deutet stolz auf sein erstes Fischerboot. Es trägt den Namen «Sadhyo Daba». Die Piroge ist knapp 20 Meter lang; die bunten Farben blättern ab. Eine welke Schönheit, Zeugin eines untergehenden Erwerbszweiges.

### **Jetzt auch Patrouillenboote**

Er habe eine Familie und 32 angestellte Fischer zu ernähren. Das gelinge ihm aber nicht mehr. «Vor zwanzig Jahren schwemmte das Meer während der Flut tonnenweise lebenden Fisch an unsere Strände. Das senegalesische Meer war so reich an Fischen, man konnte sich nur so bedienen! Jetzt gibt es kaum mehr Fische», erklärt Bernard. Der Beruf sei auch gefährlicher geworden wegen der grossen Fischtrawler, die nachts in die verbotene Drei-Meilen-Zone fahren würden. Es gebe dauernd Unfälle. «Letztes Jahr ist eine Piroge nachts von einem Fischtrawler gerammt worden. Acht Fischer sind gestorben.»

Bernard M'diògoye will in seiner Heimat bleiben. Er weiss, dass die Überfahrt von hier zu den Kanaren – rund 1800 Kilometer – noch gefährlicher ist als der Beruf des Fischers. Er hat gelesen: 2500 Menschen seien dieses Jahr nach Angaben von Hilfsorganisationen bei der Atlantiküberfahrt ums Leben gekommen. Und wer durch Patrouillen auf der Flucht aufgegriffen werde, riskiere hohe Gefängnisstrafen. Senegal hat kürzlich Patrouillen mit zwei spanischen Einheiten in seinen Hoheitsgewässern zugelassen. Da schliesse sich ja der Kreis, meint Bernard: «Zuerst europäische Fischtrawler, dann europäische Patrouillenboote – beide auf unsern Gewässern.»

Lisa Hörler

## **Kein fairer Handel**

Der Schweizer Heinzpeter Studer, Leiter des senegalesischen Projektes «Fair fish», hat die aussichtslose Situation der senegalesischen Kleinfischer an Ort und Stelle beobachtet. «Wenn ich mit jungen Fischern rede, sagen die immer wieder: "Bei der nächsten Gelegenheit haue ich ab. Ich gehe nach Europa. Aber wenn sich die Preise in der heimischen Fischerei verbessern, bleibe ich lieber zu Hause."» So lange der Fischer den Preis nicht erhalte, den er fairerweise erhalten müsste, sei eine vernünftige Entwicklung nicht möglich. Die verarmten Fischer würden eben ihre Boote verkaufen oder emigrieren. (Ih)

[www.fair-fish.ch](http://www.fair-fish.ch)